

Disparition

Erst das Ausblenden der Außenwelt erlaubt es, die künstlerische Fiktion anzukurbeln und abzutauchen in eine sonderbar entrückte Welt. Um die Kunst von Monika Romstein rezipieren zu können, bedarf es der klassischen vormodernen Bedingungen des Betrachtens und Empfindens und einer Atmosphäre der Stille, um die subtilen Emotionen zum Klingen zu bringen. Die Bilder von Monika Romstein richten sich auf undramatische Weise an etwas nicht Dargestelltes, etwas Ausgelassenes, und dies tun sie, indem sie an unsere Fähigkeit appellieren, den Kontext der Produktion zu rekonstruieren - ihn bewusstseinsmäßig herzustellen.

Der Ausstellungstitel „Disparition“ für Monika Romsteins Ausstellung im Saarländischen Künstlerhaus bezieht sich auf einen Roman von George Perec aus dem Jahr 1969. Der französische Schriftsteller und Oulipist verzichtet in seinem 300-seitigen Buch vollständig auf den Buchstaben „e“. Der Romantitel lässt sich in etwa übersetzen mit „das Verschwinden“, wäre da nicht das „e“. Aus diesem Grund erhielt die deutsche Übersetzung von „la Disparition“ den Titel „Anton Voyls Fortgang“. Name und Titel sind Programm: Vor dem Hintergrund einer von revolutionärem Chaos beherrschten Welt handelt die Geschichte vom buchstäblichen Verschwinden Voyls, dessen körperliche bzw. geistige Disposition als „verstümmelte, eingeschränkte Persönlichkeit“ seiner sprachlichen entspricht. Als einer der aktivsten Mitglieder der Oulipo-Gruppe verwendete Perec in seinen Werken Verfahren, Strukturen und Methoden, um sich von Inspiration zu lösen. Dazu gehörte nicht nur das Leipogramm, sondern auch das Verarbeiten von fremden Texten. Ein Thema, das auch die Künstlerin interessiert: die formale Beschränkung und die Verarbeitung sogenannter „found images“.

Monika Romsteins malerisches Œuvre zeichnet sich durch offensichtliche Rückgriffe auf ikonische und handwerkliche Traditionen aus. Es verbindet Historie mit einer zeitgenössischen künstlerischen Praxis, die ihre Quellen nur spärlich preisgibt. Die Künstlerin reagiert in ihren Arbeiten auf bereits existierende Bilder: Fotografien, Filme, Texte verschiedenster Art aus ganz unterschiedlichen Quellen, eigenen und fremden, einschließlich berühmter Gemälde. Der primäre Referent ihrer Malerei ist eine Realität von schon vorhandenen Bildern. Diese Arbeiten reflektieren eine allgemeine Situation der Gegenwart, in der die körperliche Wirklichkeit der Dinge sich in bildliche Oberflächen verflüchtigt zu haben scheint, in der sich das Selbst und das Andere gleichermaßen zurückgezogen haben. Der Unterschied zwischen dem geisterhaften Medium der fotografischen Ab-Bilder und der physischen Materialität von Bildern bestehend aus Farbe und Bildträger gibt dem Medium der Malerei die Freiheit, Bilder in einer Weise malerisch auszufüllen und zu beladen, die jede Reproduktion übersteigt.

Nur dass in den aktuellen Arbeiten von Monika Romstein keine Aufladung stattfindet, sondern eine Entleerung. Paradoxerweise führt die Beschränkung der Malermittel zu einem gesteigerten Spürsinn. Das Gleiche gilt für das Malerische im eigentlichen Sinn. Die jeweiligen malerischen Ansätze reichen von

grafischen Reduktionen und flächiger Malerei bis zu autonomen Pinsel- und Farbgesten. Bei aller Subtilität entstehen jedoch keine durchgearbeiteten, vollendeten Gemälde, sondern eher Skizzen eines glücklichen Augenblicks, die im Zeichnerischen verharren oder ins Realistische ausschwärmen, Surreales zulassen, sich malerische Unachtsamkeiten einverleiben oder sogar noch provozieren. Die einzelnen Entscheidungen sind scheinbar willkürlich, Ausdruck malerischer Einstellungen oder auch nicht, nobilitiert durch den Gegenstand oder auch nicht. Zusammen ergeben sie eine Vielzahl von Realitätsformen der malerischen Praxis, die sich im Unvollständigen, Fragmentarischen und in den Auslassungen, als Leer- und Fehlstellen realisiert. Alles in allem ist diese Art, Farbe auf den Bildträger aufzutragen und durch den Vollzug zum Bild zu finden, von einem gewissen Understatement geprägt. Denn die Umsetzung des Gesehenen, Gehörten und Gedachten fordert Effizienz, sie gestattet keine vorkehrenden oder ausufernden Aktivitäten.

Betrachtet man, wie die Arbeiten aufeinander Bezug nehmen, tritt gewissermaßen eine malerische Willkür in den Vordergrund, welche die Bilder von der eigenständigen Gegebenheit der gemalten Dinge trennt. Denn in der Malerei schlägt sich die Beziehung zwischen den Dingen nieder und wird ersetzt durch das Motiv und seine malerische Komposition. Durch ein umfassendes Fehlen von Zusammenhängen zwischen den einzelnen Bildern ihres Werks produziert Monika Romstein die fundamentale Abwesenheit eines übergeordneten Bildkontextes auf der Grundlage einer gewissen Selbstgenügsamkeit des Mediums der Malerei an sich. Der Anspruch, einer phänomenalen Wirklichkeit der Dinge durch einfache Repräsentation gerecht zu werden, wird gänzlich aufgegeben. Dem Bild wird somit seine fotografisch ausgetriebene Örtlichkeit und Körperlichkeit zurückerstattet. Damit kommt aber eben nicht eine einzige, zentrale Instanz für die Deutung eines Werks ins Spiel: der Autor, sondern ein Individuum, die Person des Künstlers / der Künstlerin, die/der sich von den umgebenden Bildern berühren lässt. Vor allem besitzt sie/er die Fähigkeit, diese Beziehung in einer malerischen Praxis zum Ausdruck zu bringen. Eng verbunden mit der Person des Künstlers / der Künstlerin verstärken sich parallel zu den einzelnen Arbeiten deren auf eine chronologische Abfolge der Bilder beschränkten Zusammenhänge.

Der offene, prozesshafte Charakter des gesamten Werks lenkt den Blick auf die Gesamtheit der Bilder allgemein. Selbst dort, wo der Bildgegenstand zwar noch identifizierbar ist, sind die Versuche einer Deutung stets unbefriedigend insofern, als in keinem der Bilder eine eindeutige Interpretationsmöglichkeit zu erkennen ist. Beispielsweise umgibt die als Landschaften und Figuren kenntlichen Arbeiten etwas so latent Bedrohliches, so flüchtig Düsteres, dass keine eindeutige inhaltliche Aussage möglich zu sein scheint. Nirgends die Spur eines Zeichens, das zur Klärung beitragen könnte.

Im Gegenteil, vordergründige Lesbarkeit und signifikante Bedeutungsfeme erzeugen Spannung und Irritation. Zusammen mit der formalen Beschränkung wird eine Atmosphäre erzeugt, die den Gemälden

eine düstere Eisigkeit, beinahe eine Lieblosigkeit verleiht: In „Velvet Beach“, 2009, erscheinen in der Ferne eine Arche, ein Eingang oder ein Tor, während im Vordergrund kleine Figuren wie hypnotisiert herumstehen oder sich ganz banal in eine Schlange einreihen. Unklar ist, ob hier das Tor zum Paradies oder eher sein Gegenteil dargestellt wird. Aber diese Frage scheint obsolet. Abgründigkeit ist mehr oder weniger in allen ausgestellten Arbeiten spürbar. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Figuren Aussteiger oder Suchende sind. Wichtig ist nicht der verborgene Sinn, das, was sich unter der Haut befindet, sondern die Oberfläche der Malerei selbst und die Projektionen, die die Arbeiten auf diesem Weg ermöglichen.

Neben der Idee von Repräsentation und Funktionalität werden hier Bedeutungsebenen und Interpretationsmöglichkeiten aufgezeigt, die Störungen in Form von Leerstellen, Bedeutungs- und Zeitlöchern in die Bilder einführen. Dieses Vage und Nicht-Deutbare ist ein Symptom des Repräsentativen Systems: Der wahre Grund ist uns stets fremd, d. h. die Frage nach dem Warum wird nicht beantwortet. Dabei zeigt eine Richtung des Interesses nachdrücklich in die Vergangenheit. Es ist nicht das Nachleben der Moderne, es ist das Gefühl, welches durch Atmosphäre verdichtet über den Verlust des Referenzrahmens hinausgeht. Die Bilder sind denn auch am ehesten als Zeugnisse persönlicher Empfindungen zu verstehen, immer wieder neu geschaffene Apperzeptionen. Sie verschleiern die Aussage, verstecken den Ursprung und spielen mit der Repräsentation, mit deren Krise, ebenso wie mit einer gewissen Ohnmacht.

So erscheinen die Gemälde Monika Romsteins als Bildkörper, als ambivalente Verkörperungen, die zwischen Intimität, Verführung und Täuschung oszillieren. Sie aktivieren mehr das visuelle Gedächtnis als den Intellekt. Das Verdichten, Auflösen und Ausdehnen von Bildelementen – von einem Bildmedium ins nächste, von einer Zeitebene in die nächste, vor allem aber mit Körpern, die sich in amorphe Massen auflösen oder aus ihnen hervorkommen – ist eng verwandt mit romantischen Verfahren, in denen eine physische Metamorphose stattfindet. Dieser Zwischenzustand des Verschwindens nährt die interne Struktur der Malerei von Monika Romstein. Die kleinen intimen Formate mit ganz unterschiedlichen Bildthemen koexistieren in einem System ohne einheitliche Zeit- und Bedeutungsstruktur. Diffuse und ambivalente Zeichen erzeugen ihrerseits einen Ort der temporalen Aufhebung, ironisch und melancholisch zugleich.

Zylvia A. Auerbach, Frankfurt/Main 2011